

Der Mann des Volkes

Von Oskar Reck

Hier Leon Schlumpf — dort Werner Martignoni: De folgt morgen die Wahl. In diesem personellen Entsch auch der grundsätzliche, ob die Tradition der «Bund tone» gewahrt bleibe. Was spricht für den Berner automatisch dabeizusein? Was dagegen?



Es sei staatspolitisch unklug, hochgradig undankbar und geradezu gefährlich, Bern ausgerechnet im gegenwärtigen Zeitpunkt den traditionellen Anspruch auf einen Bundesratsplatz zu verwehren, erklären die rührigen Verfechter der Kandidatur Martignoni. Denn dieser Stand habe bedeutende eidgenössische Verdienste, deren man sich mit Respekt erinnern sollte, er sei in der Jurafraße zu einem eigentlichen Opfergang fähig gewesen, und es wäre kein Akt der politischen Vernunft, wenn die Vereinigten Bundesversammlung ihn diskreditierte, statt seine Leistung zu honorieren. Bern habe in der Jahrzehntelangen Auseinandersetzung mit dem Separatismus schon im Uebermass Demütigungen hingenommen, um den offenen Konflikt zu vermeiden, und überdies sei das staatsmännische Format Werner Martignoni allen Zweifeln entrückt.

Eine solche Argumentation ist vertretbar, aber keineswegs schlüssig. Gewiss gebietet der bernische Beitrag an den Bundesstaat Respekt, personell und materiell — doch gibt es andere, nicht weniger gewichtige Beiträge, und seit

langem ist redlicherweise konstatiert, dass keine Qualität eine Sonderstellung rechtfertigen vermag. Das auch für Zürich, das bis ständig in der Regierung und ferner für die Waadt, zwei Unterbrüche hinzu und sie schädlos überstand, nicht der mindeste sachliche gerechtfertigte Grund, der «Bundesratskantone» schen Denkmalstutze zu hört der Vergangenheit an.

Auch aus dem Ablauf des ist kein moralischer Anspruch zementieren des bernischen Bundesrats abzuleiten. Es war «erkerhafte» Separatisten Schweizer von höchstem, frühere Bundesrat Max Pe die auf verhängnisvolle Ait-Berns in der Jurapoli- und als die Dinge schlies kamen, war der Zwang Einsicht. Bern brachte gew Opfer, aber es wurde vor lo, die ihm je länger de licher schien. Der Kanton zeitigen Form entspricht Wünschen, und er bedarf lichen einer Bundesratsbeteili

Zweite Seite

Unzufriedenheit bei Lernenden und Lehrenden

Zur Ausbildung der Psychiatrieschwestern an der Psychiatrischen Universitätsklinik Basel / Von Andreas Manz, Anatomielehrer



Die Unzufriedenheit und Resignation, die unter Schülern und unter dem Lehrerteam der Schwesternschule Friedmatt über die Arbeitsbedingungen an der Psychiatrischen Universitätsklinik Basel herrscht, hat mich in den letzten zwei Jahren viel beschäftigt. Als Anatomielehrer lerne ich die Schüler in den ersten Wochen ihrer Lehre kennen und weiss, mit wieviel gutem Mut viele Schüler ihre Lehre beginnen. Ein zweites Mal sehe ich die Schüler im Unterricht ein halbes Jahr später und frage sie regelmässig über ihre Erfahrungen aus dem Praktikum an der Klinik. Die Berichte tönen meist sehr entmutigt. Mit fortschreitender Lehre erzählen die Schüler

auch die eigene Arbeit kritisch zu beurteilen. Durch viele Gespräche werden sie in die spezielle Problematik eines Hilfebedürftigen, speziell eines psychisch Notleidenden eingeführt. Die Lehrerinnen sind speziell für diese Arbeit ausgebildet und besitzen meist eine langjährige eigene praktische Erfahrung aus ihrer früheren Arbeit in der Klinik. Auf den Stationen soll das Gelernte und Besprochene in die Praxis umgesetzt werden. Eine enge Zusammenarbeit zwischen Schule und Klinik ist dabei notwendig.

Die Resignation der Lehrerinnen hat in der Art dieser Zusammenarbeit ihre Wurzeln: die Lehrerinnen sehen die Nachteile, die durch das von der Klinik praktizierte Rotationssystem entstehen. Sie haben die Aufgabe, das Interesse der Schüler zu vertreten. Wenn sie nun miterleben, wie die Schüler namentlich durch die Folgen des Rotationssystems entmutigt werden und welche negativen Folgen das rasche Wechseln der Schwestern auf den Stationen für eine seriöse praktische Anleitung der Schüler hat, ist es ihre Aufgabe, sich gegenüber der Klinik für eine Aenderung dieser Organisationsform einzusetzen. Die Lehrerinnen müssten die Möglichkeit haben, als unabhängige Gesprächspartner mit den zuständigen Stellen der Klinik zu verhandeln, um gemeinsam Lösungen für Missstände, die es ja in jedem Betrieb gibt, zu finden. Dabei halte ich das Wort «unabhängig» für sehr wichtig: In der jetzigen Situation ist die Schule der Klinikleitung unterstellt. Eine Auseinandersetzung zwischen Schule und Klinik entwickelt sich demzufolge zu einer Auseinandersetzung zwischen Angestellten und Vorgesetzten.

Die Lehrerinnen sind bei einem solchen Gespräch ganz auf den guten Willen, die Gesprächsbereitschaft und das Interesse der Klinikleitung angewiesen. Da diese Gespräche oft schlecht funktionieren und die Ansicht der Direktion von der der Lehrerinnen stark divergiert, sind diese auf die Bereitschaft zum Entgegenkommen seitens der Klinikleitung angewiesen. Da diese dazu aber nicht willens ist, verläuft ein solches Gespräch für die Lehrerin enttäuschend. Sie erlebt, dass sie machtlos zuschauen muss, wie an der Klinik Missstände aufrecht erhalten bleiben, ohne dass sie darauf effizient Einfluss nehmen kann. Diese Missstände verunmöglichen oft eine gründliche praktische Ausbil-

Andreas Manz, geboren 1952, ist Lehrer für Anatomie und Physiologie an der Schwestern- und Pflegerschule der Psychiatrischen Universitätsklinik Basel. Medizinstudium in Basel, kurzzeit mitten im Staatsexamen.

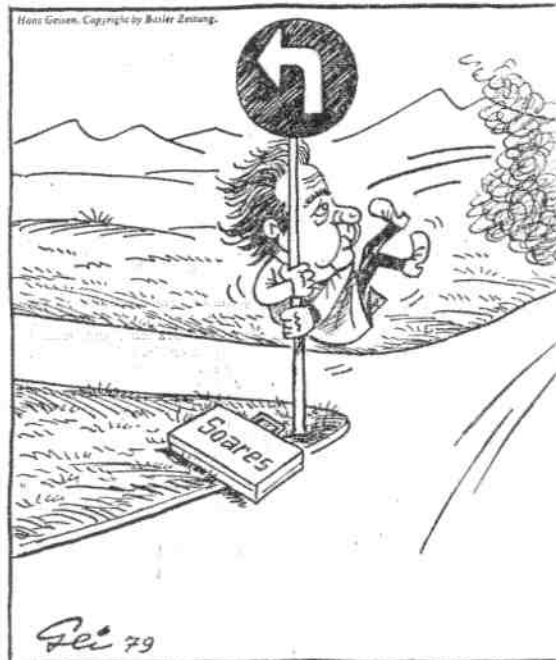
dung. Durch die Abhängigkeit der Schule von der Klinik sind der Schulleitung die Hände gebunden. Mit einer formalen Trennung zwischen Schule und Klinik wäre ein echter Dialog zwischen voneinander unabhängigen Partnern in Sachen Ausbildung von Schwestern und Pflägern möglich. Theorie und Praxis könnten sich ergänzen. Letztlich verantwortlich für die Ausbildung ist die Schule. Um diese Verantwortung auch wirklich übernehmen zu können, braucht die Schule genügend Bewegungsfreiheit.

Andernorts hat man aus diesen Grundüberlegungen längst Konsequenzen gezogen: die Schulen im Kanton Basel und zum Beispiel sind nicht den Spitälern unterstellt. So wird verhindert, dass die Klinik die Interessen der Schule übergeht und dieser ihre eigenen Interessen diktiert kann. Mit einer formalen Trennung zwischen Schule und Klinik wäre ein echter Dialog über Verbesserungen in der Ausbildung von Schwestern und Pflägern möglich. Die jetzige Struktur der Unterordnung verhindert einen solchen Dialog weitgehend. Ich bedaure das sehr, habe ich doch die Lehrerinnen der Psychiatrieschwestern- und -pflegerschule als kluge Führerinnen der Ausbildung von Schwestern und Pflägern kennengelernt. Sie könnten viel zu konstruktiven Lösungen von Problemen in der klinischen Ausbildung beitragen.

Forum

immer enttäuscht und gar verbittert über ihre Erfahrungen als Arbeitskräfte an der Psychiatrischen Universitätsklinik. Als ich durch viele Gespräche herauszufinden versuche, wo denn die Ursache dieser Entmutigung liegt, und wieso diesen Herbst eine ganze Klasse frisch diplomierter Schwestern auf eine Anstellung verzichtet hat (vgl. BaZ vom 21.11.79: «Psychiatriepersonal gegen Rotiersystem»), so zeigte sich mir folgendes Bild: Neben persönlichen Differenzen, die es überall gibt, wo Menschen miteinander arbeiten wollen, wurde sehr oft das in der Klinik praktizierte Rotationssystem genannt. Von einem raschen Wechsel eines grossen Teils des Pflegepersonals (die Schüler müssen selber nicht mitrotieren) sind die Schüler in zweierlei Hinsicht betroffen: zum einen kann eine Schwester, welche die Schülerin in ihrer Arbeit anleitet, innert zehn Tagen viermal wechseln. Zum andern prägt dieses Rotationssystem das Klima der Klinik entscheidend mit, indem 50 bis 70 Prozent der Pfleger nach rechnerischen Kriterien durch eine zentrale Stelle bürokratisch von einer Station auf eine andere verschoben werden. Weil manchmal täglich andere Pfleger auf einer Station arbeiten, fehlt die Dauerhaftigkeit des Kontaktes als Grundlage für eine Zusammenarbeit zwischen Pflegern und Patienten, wie auch zwischen Pflegern untereinander. Warum dieser Grundlage gerade an einer psychiatrischen Klinik wenig Bedeutung beigemessen wird, kann ich nicht verstehen, wird doch andernorts viel über Sinn und Zweck eines therapeutischen Klimas gesprochen. Eine gut funktionierende Gemeinschaft unter Pflegenden und Patienten stellt die eigentliche Grundlage für eine psychische Genesung der Patienten, für eine weitestmögliche Rehabilitation der Chronischkranken, für eine möglichst sinnvolle Lebensgestaltung auf den Altersstationen wie auch für ein befriedigendes Arbeitsklima dar. Das Gegenteil wird an der Psychiatrischen Universitätsklinik Basel getan: die Pfleger werden manchmal jeden Tag auf eine andere Station geschickt. Ich begreife den Schritt der frisch diplomierten Psychiatrieschwestern, gemeinsam auf eine weitere Anstellung an der Friedmatt zu verzichten. Unter der bestehenden Organisationsform scheint ihnen eine sinnvolle Arbeit nicht möglich. Die meisten Schüler, die ich kennengelernt habe, leiden unter den Folgen dieses Rotationssystems.

Es ist noch ein zweites zu sagen: Ich habe eingangs erwähnt, dass ich in meiner Arbeit als Anatomielehrer nicht nur Entmutigung bei den Schülern erlebt habe, sondern auch Resignation bei den Lehrerinnen der Psychiatrieschule feststelle. Durch viele Gespräche zeigte sich mir folgende Hauptursache: Die Lehrerinnen haben die Aufgabe, die Schüler in Zusammenarbeit mit der Klinik auszubilden. Die Schüler lernen das Handwerkzeug, welches zur Pflege eines Patienten Voraussetzung ist. Sie lernen vor allem



Gei 79

Briefe

«Hilfe ohne Geschenke»

Klaus M. Leisinger: Schweizer Investitionen in der Dritten Welt, in Nr. 281 vom 7. Nov.

Klaus M. Leisinger lobt das Buch «Hilfe ohne Geschenke» von Peter Wirth, das unter Mithilfe der Wirtschaft entstand: «Wirths Buch ist das erste, das ohne ideologische Scheuklappen und Vorurteile über die Interaktionen der Schweizer Wirtschaft und der Entwicklung in Ländern der Dritten Welt berichtet.» Bei Gottfried Berwegers «Investition und Legitimation» tadelt Leisinger: «Leider ist die Mehrzahl der Veröffentlichungen über private Aktivitäten in der Dritten Welt an den Werturteilen orientiert, an die sich auch Gottfried Berwegers anlehnt.» Das ist

Wenn sie es doch erklären, beten — wieso wird gerade von treuen in entsprechenden G daran gesetzt, um die Verbil und damit kontrollierbare Verhaltenskodizes zu verbind die Vereinbarungen freiwillig die Konkurrenz freie H dadurch nicht Grund und Vorw fen, um sich auch selbst nicht daran halten zu müssen? — Herr Leisinger war als Entp erte bei Ciba-Geigy angest

Wir freuen uns, wenn uns un schreiben. Damit aber mög Zuschriften gedruckt werde sollten Leserbriefe kurz u formuliert sein. Die Redakt sich des Recht auf Auswahl zung vor.

Interesse für

Wo bleibt der Gegenbeweis?